

Gedanken-Sünde [Fortsetzung]

Autor(en): **Wichmann, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom Verfasser in einem eigenen Abschnitt ausführlich behandelt. Das Gesamtbild des gallo-helvetischen Kultuslebens, welches sich sowohl aus den zahlreichen Gräberfunden aus Hügelgräbern und Erdbestattungen, aus den vielen Einzel-funden, namentlich aus dem gewaltigen Material, welches die Flüsse und Seen der Westschweiz geliefert haben, wo wir die Ueberreste verlassener helvetischer Befestigungen, Schutzplätze und Handelsstationen (Magazine) und verlassener Wohnstätten finden, ergibt, hat der fleißige Verfasser in dem Kapitel zusammengefaßt: Die Kultur der Eisenzeit. Ist der Beginn der Hallstattperiode, angelegt um 700 v. Chr., so darf der Beginn der La Tène-Periode auf 400 bis 350 v. Chr. angelegt werden. In kurzer, bündiger und präziser Sprache wird das gesamte kulturgeschichtliche Material der gesamten Eisenzeit von ihrem ersten Aufdämmern an bis zur historischen Zeit des Aufgehens unserer Altvordern im römischen Weltreich zu einem Bilde verarbeitet, aus welchem sich die Veränderungen in den Gebräuchen, in der Bewaffnung, in den Besiedelungs-Verhältnissen, kurz im ganzen Leben und Weben des prähistorischen, sagen wir „Kelten“-volkes, angibt, ein Bild, wahr, weil auf zahlreichen, sicheren Einzelbeobachtungen und Vergleichen beruhend, farbenreich, weil es uns Belege gibt für schon damals existierenden Handel und Wandel in unserem Lande, und fesselnd, weil es Kunde gibt vom steten Fortschritt im langen Entwicklungsgang der Menschheit überhaupt. Was nun die Nationalität der Hallstattleute anbetrifft, läßt Heierli diese Frage als eine offene bestehen. Wir wissen nicht, ob die Hallstattleute Kelten oder Germanen, Ägypter oder Iberer u. s. w. waren. Auch die Leute der La Tène-Zeit in der Schweiz wären uns ethnologisch unbekannt, wenn nicht, wenigstens für die zu Ende gehende Eisenzeit, ein Strahl der Geschichte dieses

Gebiet der Forschung erhellt und uns zeigte, daß wir in den Helvetiern Glieder der großen Völkerfamilie der Kelten vor uns hätten, Stammesverwandte mit den Bewohnern des heutigen Frankreich, des alten Gallien. Man hat früher behauptet, die Grabhügelbauer der schweizerischen Eisenzeit seien Kelten gewesen. Es ist aber heute noch unmöglich, die Frage der Volkszugehörigkeit für jene Periode zu beantworten, vielleicht bringt uns die Zukunft in dieser Beziehung neue Aufschlüsse. Unter allen Umständen gehören solche Fragen nicht vor das Forum der Urgeschichte, sondern vor das der Geschichte. Mit dem Forum der Geschichte schließt nun auch die Urgeschichte der Schweiz ab im letzten Kapitel: Die frühesten historischen Nachrichten über die Schweiz. In diesem Abschnitt faßt der Verfasser in kurzen, gedrängten Zügen die zerstreuten Nachrichten über die Schweiz, die sie bewohnenden Stämme, ihre Konfiguration u. s. w. zusammen bis und mit den Kommentarien Julius Cäsars die Urgeschichte ihrer älteren bis auf die neueste Zeit bevorzugten älteren Schwester das Wort läßt.

Wir sind mit unserem vielleicht allzu langen Referat zu Ende und doch mit dem Gefühle aus dem überreichen Materiale nur das Wichtigste hervorgehoben zu haben. Zum Vollgenuss für den Freund des Altertums und der Völkerkunde gehört die Lektüre des ganzen Heierli-werkes, eines wahren „Standardwerkes“, das weite Verbreitung verdient, einem glänzenden Beweis der hohen Bedeutung, ja der Unentbehrlichkeit für die Kenntnis der Dinge, die da waren, der nunmehr mit ihren Schwestern gleichberechtigt gewordenen „Wissenschaft des Spatens“.

G. v. Fellenberg, Bern.

—>>>> Gedanken-Sünde. <<<<—

Novelle von Franz Widmann.

(Fortsetzung).

Die ersten Maiglöcklein, die ich selbst gefunden — sie gehören dir.“

Plötzlich blieb Brandstettner stehen, faßte Clemens am Arm, als ob er ihn zurückhalten wollte, und murmelte zwischen den Zähnen: „Das ist doch zu arg. — warte einen Augenblick!“

Der Student blickte auf. Er sah, wie Barbara den gebotenen Blumenstrauch entgegen nahm und Martin, sich blüßschnell niederbeugend, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken suchte. Sie lächelte und schlug ihn mit dem Handschuh leicht auf den Mund.

Im selben Augenblick stand auch schon Brandstettner vor ihnen. Seine kleine, gebrungene Gestalt schien zu wachsen und die hastige Bewegung, mit der er sich auf das Paar stürzte, hatte etwas von dem Sprunge eines gereizten Tigers an sich.

„Was soll das! Ich kann das nicht sehen!“

In der jähen Aufwallung hatte er Barbara die Blumen, die sie eben an ihrem Kleide befestigen wollte, entrißen und zu Boden geschleudert.

Die Ueberraschten erschrafen, als sie sein Gesicht erblickten.

Er suchte sich einen Augenblick den Anschein zu geben, als habe er nur scherzen wollen. Aber der Griff seiner Hand, die Martins Arm gepackt hielt, war so fest und eisern, daß dieser mit Mühe einen Schrei des Schmerzes unterdrückte.

Der Bildhauer suchte sich zum Lachen zu zwingen. Aber das Lachen war so grimmig und seine Züge verzerrten sich so, daß Barbara, in Furcht, es möge eine Unglück geschehen, dem Angegriffenen zu Hülfe kam und ihn aus den Händen des Geliebten zu befreien suchte.

„Laß ihn, laß ihn,“ rief sie, „was willst du, — ich begreife dich nicht. Er hat nichts gethan; wenn du glaubst, es sei etwas Unrechtes geschehen, so halte dich an mich, ich werde dir Rede stehen.“

Brandstettner ließ den Arm Fetzters fahren, packte ihn aber im Nacken und drückte seinen Kopf gegen die Bank hinab, so daß dem wehrlos Gemachten das Blut in's Gesicht stieg. Und während er ihn mit seiner wuchtigen Faust schüttelte, lachte er wirklich in Zorn und Wut. „So, so, so,“ flüschte er fortwährend, „das ist der Dank, — das merke dir!“

Barbara, die blaß und zitternd dabei stand, versuchte auf's Neue, ihn zu besänftigen, aber in schroffem Tone unterbrach er sie: „Das ist das letzte Mal, ich dulde das nicht mehr, diese Tändelei muß ein Ende haben!“

Er ließ endlich den Angegriffenen fahren, der sich rasch erhob und ohne ein Wort zu sagen, mit bleichem Gesicht der Stadt zuzuging.

Brandstettner blickte ihm nicht nach, sondern wandte sich zu Barbara. Seine Erregung hatte sich noch nicht gelegt, er faßte ihre Hand und riß sie unanft neben sich auf die Bank nieder.

„Mit dir spreche ich ein ander Mal. Hier ist nicht der Ort dazu. Ich denke, du wirst mich verstanden haben!“

Dunkle Glut flammte in Barbaras Antlitz auf. „Ernst, ich kenne dich nicht mehr, — das von dir!“ — sie brach plötzlich ab, da sie Clemens die Anhöhe heraufkommen sah, — er sollte nicht Zeuge des unerquicklichen Zwistes werden. Aber das beleidigte Gefühl bäumte sich auf. Vergeblich suchte sie die immer wieder hervorbrechenden Thränen mit dem Taschentuch zu trocknen.

Ihr ersticktes Schluchzen brachte Brandstettner endlich zur Besinnung. Er erkannte sein Unrecht und verwünschte sich selbst, wie die unselbige Leidenschaft, die ihn seiner Vernunft beraubt hatte. Es war ja nichts anderes geschehen, als eine harmlose, galante Tändelei, wie er sie hundert Mal lächelnd mit angesehen.

„Mit dem dringenden Wunsch, Barbaras Thränen zu stillen, wandte er sich zu Clemens:

„Geh, ich bitte dich, suche ihn einzuholen, bring' ihn zurück. Ich habe Unrecht gethan und will es ihm abtun. Er soll wissen, daß ich nicht bei Sinnen war. Ich begreife nicht, wie das so plötzlich über mich kam.“

II.

Der Sommer war vorübergegangen und der Herbst näherte sich seinem Ende. Es war im November. Ueber Nacht hatte es gefroren und am Morgen waren die Fenster mit den ersten eifig kalten Blumen des Winters bedeckt gewesen. In nasskalten Wolken wälzte sich eine graue, dicke Luft, die das Atmen erschwerte,

von den verhüllten Gebirgen her über die Ebene und lagerte sich schwer und frostig auf die Stadt.

Martin Fechter ging trotz des häßlichen Wetters in der Maximiliansstraße auf und nieder. Auf seinem Gesichte, das bleicher als sonst erschien, zeigten sich die Spuren tiefer, seelischer Erregung. Den ganzen Sommer hindurch hatte er sich unglücklich gefühlt. Hatte er doch vergeblich versucht, die ihn immer mehr erfüllende Leidenschaft für Barbara zu erstickern, die zugleich mit Brandstettners Eifersucht zu wachsen schien.

Auch Barbara war unglücklich. Die Neue ihres Verlobten über sein Benehmen gegen Martin war nur von kurzer Dauer gewesen. Sein einmal erwachter Argwohn, seine Erregbarkeit und sein Mißtrauen waren mit der äußerlichen Versöhnung nicht beseitigt. Daneben entging die Veränderung in Fechters Benehmen, für den sie eine aufrichtige Freundschaft empfand, dem Mädchen nicht. Sie sah es ihm an, daß er den Frieden seines Innern verloren hatte. Aber vergeblich sann sie über die Ursache nach. Sein Aussehen bekümmerte sie und sie konnte ihr Mitleid nicht verbergen. Brandstettner fühlte seinen Argwohn dadurch nur genährt und er begann seine Braut mit ewiger Eifersucht zu plagen. Wenn er nicht noch immer mit dem Widerstand seiner Eltern, die eine reiche Partie für den Sohn wünschten, zu kämpfen gehabt hätte, würde er durch eine beschleunigte Heirat längst dem Allen ein Ende gemacht haben, aber so sah er den Zeitpunkt, wo er Barbara am Altare beiführen konnte, immer wieder hinausgerückt. Ihrem Vetter war es allmählich ungemütlich in dem sonst so frohen Kreise geworden; er hatte sich mehr und mehr zurückgezogen und unter seinen Studiengenossen anderen Verkehr gesucht.

Heute indessen, da ihn Familienverhältnisse zu einer unerwarteten Abreise in seine Heimat zwangen, hatte er den alten Kreis zu einem schlichten Abendessen bei sich eingeladen, um dabei zugleich von den Freunden vorläufigen Abschied zu nehmen.

Fast eine Stunde war Martin mit düsternen Gedanken in der Straße auf und ab gegangen, ehe er sich entschließen konnte, die Wohnung Clemens Hallers zu betreten. Als er endlich die Thür öffnete, fand er Barbara mit Brandstettner und ihrem Vetter bereits am Tische sitzen. Sie hatten schon gegessen und das Mädchen rief dem Eintretenden entgegen:

„Kommst du endlich! Wir hatten dich nicht mehr erwartet und haben inzwischen —“

„Das sehe ich“ unterbrach er sie in mürrischem Tone, setzte sich an den Tisch und schob den Teller, den Clemens ihm reichte, zur Seite, — „ich danke, ich habe keinen Appetit.“ Ein unsäglich bitteres Gefühl stieg in ihm auf. Sollte er wirklich so ganz überflüssig geworden sein, daß man nicht einmal einer kleinen Verköstigung wegen mehr auf ihn warten konnte! — Eine sonderbare Laune kam plötzlich über ihn. Er wollte wissen, ob er den anderen überhaupt noch etwas galt und um sie auf die Probe zu stellen, sagte er: „Ich werde gehen.“

„Gehen —?“ rief Clemens, „da du eben gekommen!“

„Nein, du verstehst mich nicht. Ich werde gehen, um nicht wieder zu kommen.“

„Wie?“ fragten alle im gleichen Ton des Erstaunens.

Fechter zwang sich zu einem Lächeln. „O, Ihr braucht es nicht gar so schlimm aufzufassen. Aus der Welt will ich nicht gehen. Aber ich habe das Leben in München satt bekommen — und werde gehen — vielleicht nach Berlin oder Leipzig.“

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Barbara, die zuvor mit ihrem Vetter geplaudert, war plötzlich verstummt. Sie stellte das Glas, das sie eben erhoben, ohne zu trinken, auf den Tisch zurück und blickte den Sprechenden an, als habe sie etwas Unmögliches, Unbegreifliches vernommen. Dann lehnte sie sich zurück und bedeckte die Augen, als ob das Licht der Lampe sie blende. Als sie die Hand wieder fortzog, war es Martin, als sei ihr heller Blick getrübt. Auch Brandstettner war ihre Bewegung nicht entgangen, Zweifel und Argwohn marterten ihn. Warum konnten die Worte Martins eine solche Wirkung auf sie ausüben?

„Das also ist's,“ brach Clemens das momentane Schweigen, „das ist's, was dich in letzter Zeit so verändert hat? Mit solchen Plänen hast du dich getragen!“

Sein sonderbarer Einfall begann Fechter bereits zu reuen. Der Eindruck seiner Worte auf Barbara ängstigte ihn, er fühlte, daß er sie quälte. So stand er auf und sagte: „Laßt mich jetzt gehen, ich bin heute Abend nicht aufgelegt, heiter zu sein, und passe nicht zu Euch.“

Er streckte die Hand über den Tisch, um sich zu verabschieden.

Barbara machte keine Miene, ihm die ihre zu geben. Aber ihre Augen trafen ihn mit stummem, traurigem Ausdruck. Furcht und Enttäuschung schienen sich in ihrem Blicke zu mischen.

„Das hatte ich nicht von dir erwartet, daß du jemals uns —“ — ein rascher Blick Brandstettners streifte sie, — „daß du jemals München verlassen könntest.“

Brandstettner reichte ihm rasch und hastig die Hand, er schien froh, daß Martin sich entfernte. Es war nicht mehr der Händedruck, wie ihn die Freunde früher gewechselt, er hatte etwas Kaltes, Ceremonielles angenommen.

Als Fechter gegangen, herrschte eine Weile neues Schweigen. Plötzlich vermochte Barbara nicht mehr an sich zu halten, sie brach in krampfhaftes Weinen aus. Nach einiger Zeit erst konnte sie Worte finden:

„Das ist das Ärgste und Schmerzlichste! Haben wir ihn nicht alle für den wahrsten und besten Freund gehalten, der uns stets versicherte, daß er uns niemals verlassen könne. Und nun ist das Alles Lüge gewesen. Es ist so selten, einen selbstlosen Freund zu besitzen, zumal für ein Mädchen, das ihr Herz einem andern gegeben. Wem soll ich nun noch glauben und vertrauen!“

„Bin ich nicht da, ersetze ich dir nicht den Freund?“ fragte Brandstettner in fast trauerndem Tone.

„O, auch du hast dich so verändert.“

„Werde wohl Grund dazu haben. Oder kann es anders sein, wenn du vor meinen Augen um seinen Verlust weinst! Jetzt hast du mir den Beweis gegeben, nach dem ich lange gesucht. Was du für ihn empfindest, ist nicht Freundschaft. Es gibt keine solche unter den verschiedenen Geschlechtern, so lange sie jung sind.“

Clemens begann, sich ziemlich laut zu räuspern, um der unerfreulichen Szene ein Ende zu machen. Der Bildhauer schien das Peinliche der Situation zu bemerken. „Wir sind nicht allein,“ sagte er, „es braucht auch keine Beschönigung von deiner Seite. Ich weiß genug. Aber du solltest dich schämen vor deinem Vetter.“

Barbara richtete sich hoch auf. „Ernst, ich habe mich nicht zu schämen, weder vor dir, noch vor einem andern. Was ich thue, kann ich verantworten. Und ich habe nicht Lust, fortwährend Kränkungen und Beleidigungen zu dulden. Meine Liebe zu dir gibt dir kein Recht, mich zu mißhandeln!“

„Davon ist keine Rede,“ knirschte Brandstettner, „aber das sag ich dir: der freundschaftliche Verkehr mit Martin hat von jetzt an ein Ende. Ich kenne ihn, er wird München nicht so schnell verlassen, — aber länger dulde ich es nicht. Schon oft bist du, wenn du ihm auf der Straße begegnet, längere Zeit mit ihm gegangen, ja, du hast seine Wohnung betreten, um ihm ein geliehenes Buch zurückzugeben — oder was du sonst für einen Vorwand hattest. Ich weiß alles.“

„Weil ich dir alles gesagt“ antwortete sie mit stolzer, kühler Ruhe.

„Und weil ich es gesehen, auch wenn ihr euch nicht beobachtet glaubtet.“

„Ist das Liebe, die einen wie ein Spion verfolgt? Ist die Liebe nicht Vertrauen?“

Brandstettner wollte sie hastig unterbrechen, aber sie schnitt seine Worte ab: „Dieses Vertrauen habe ich zu dir; jorge du, daß es niemals wankend wird.“

„Komm,“ sagte Ernst plötzlich, ergriff ihre Hand und gab ihr, sie an sich ziehend, einen wilden heißen Kuß, der seine ganze Leidenschaft athmete, „komm es ist spät geworden, wir haben genug getritten und wollen gehen.“

Erst jetzt erinnerte er sich, daß sie gekommen waren, von Clemens Abschied zu nehmen, und er schämte sich seines Benehmens.

Aber Haller brach seine Entschuldigungen durch einen raschen Händedruck ab. „Auf Wiedersehen also! Ich denke, im Dezember zurückzukehren. Wenn die Schneeverhältnisse günstig sind, können wir auch dann noch die so lange verschobene Vergatur machen; im Winter hat man die reinsten und schönsten Ausflüchte.“

Brandstettner versprach, auf seine Rückkehr warten zu wollen, während er Barbara Mantel reichte und Hut.

Als sie gegangen, blickte ihnen eine Weile Clemens mit eigenthümlichen Gefühlen nach. Dann trank er kopfschüttelnd den Rest seines Weines aus.

In der Nacht hatte es heftig geregnet, der Sonntag aber ließ einen heiteren, schönen Morgen über der Stadt leuchten.

Martin Fechter hatte, als er am Abend nach Hause gekommen, noch einen langen Brief an Barbara geschrieben. Der Gedanke, sie gequält und gekränkt zu haben, ließ ihm keine Ruhe. Wie, wenn er die Lüge zur Wahrheit machte, wenn er wirklich ginge! — Ja, wenn Barbara nicht gewesen wäre! — Aber jetzt wußte er, daß es einen Platz in ihrem Herzen gab für ihn, — zu deutlich hatte sie sich verraten. Und wenn ihr seine Nähe wirklich nicht gleichgültig war, wie konnte er gehen! Aber konnte er nicht ihr Vertrauen durch seine Lüge verscherzt haben? —

Die Zweifel ließen ihm auch heute keine Ruhe. Er war unfähig zu jeder Arbeit und wanderte stundenlang planlos auf öden Feldern und schmutzigen Wegen umher.

In die Stadt zurückgekehrt, sah er am Sendlingerthorplatz, nahe der Fontaine, Barbara Schneegold allein und langsam daher kommen. Es fiel ihm ein, daß heute Brandstettners Geburtstag war, den sie sonst immer gemeinsam gefeiert. Um so mehr wunderte es ihn, daß Barbara ihren freien Sonntag Nachmittag nicht in Gesellschaft des Verlobten zubrachte.

Sie hatte ihn bemerkt; es schien, als ob sie ihm ausweichen wollte, dann begann sie sich plötzlich eines andern und ging gerade auf Martin zu.

„Hast du meinen Brief erhalten?“ fragte er nach der ersten kurzen Begrüßung.

Sie neigte bejahend das Haupt. Besorgt blickte er in ihr ernstes, bleiches Gesicht.

„Das war böse von dir, recht böse“

„O wahrhaftig, es war nicht böse gemeint“ beteuerte er.

„Wenn du wüßtest, welchen Schmerz es mir bereitet hat!“

„Das wollte ich nicht.“ Er ergriff ihre Hand und drückte sie. „Oder konntest du wirklich glauben, daß ich das gewollt hätte?“

„Wer weiß,“ — sagte sie, seine Blicke, die in ihren Augen zu lesen suchten, vermeidend. „Du sprachst so überzeugend, — und einen so grausamen Schmerz konnte ich dir nicht zutrauen gegen die, — die dich lieben.“

„Aber du hast doch meinen Brief gelesen?“

„Ja,“ antwortete sie einfach, „und was soll ich nun glauben?“

„Daß ich niemals dich, meine Freundin, verlassen kann. Habe ich dir nicht alles offen und wahr erklärt, was mich gestern Abend bewegte?“

„Wohl, — nur begreife ich nicht, wie man sich so verstellen kann.“

Erschrocken blieb sie plötzlich stehen. Sie waren während des Gespräches, ohne es zu beachten, über den Platz gegangen und befanden sich bereits in der Lindwurmstraße. „Ich darf nicht mit dir gehen“ sagte sie, und eine dunkle Röthe färbte ihr Gesicht. „Ernst hat es mir verboten. Auch deine Wohnung soll ich nie mehr betreten.“

Martin Fechter war nicht allzu verwundert. Er hatte so etwas längst erwartet. Nur vermochte er aus Barbaras Tone nicht zu erkennen, wie sie selbst über dieses Verbot dachte.

„Und du?“ fragte er mit stockender Stimme.

„Ich werde mit dir gehen,“ antwortete sie mit plötzlichem Entschlusse, „das heißt, wenn du ein wenig Zeit für mich übrig hast. Luft und Himmel sind heute so schön. — Und hätte ich dich nicht getroffen, so wäre ich allein auf den Friedhof gegangen, um nach den Gräbern meiner Verwandten zu sehen.“

„O, nicht nach dem Friedhof“ sagte Martin, unwillkürlich rascher gehend, „nicht zu den Toten, — das Leben ist heute so schön, so voll Wärme und Sonnenschein.“

Schweigend setzten sie ihren Weg fort.

„Und wo ist Ernst?“ fragte Martin plötzlich, um ein anderes Gespräch zu beginnen. „Wenn er nachkommt, ist es besser, ich gehe nicht mit. Ich fürchte ihn nicht, aber wir wollen ihn nicht reizen, denn du würdest es entgelten müssen.“

„Er wird uns nicht suchen. Du weißt ja, daß sich so Manches verändert hat.“

„Und daß du darunter leidest,“ fiel er ein, „ich habe es die ganze Zeit her gefühlt.“

„Ja,“ sagte sie, „warum soll ich es dem Freunde gegenüber leugnen. — Vielleicht werde ich deiner ehrlichen Freund-

schaft noch bedürfen. Sieh, darum hast du mir gestern so wehe gethan, daß ich weinen mußte.“

Sein Blick fiel wie damals wieder auf die Kette an ihrem Hals. — Berlen bedeuten Thränen — dachte er. „Du hast geweint — vor ihm?“

„Ja, ich konnte nicht anders — und er warf es mir vor.“

Martin blieb stehen. „Bäbel, — das thatest du? — O, wie bereue ich jetzt meinen thörichten Streich! Womit kann ich dir diese Thränen aufwiegen?“ —

Sie lächelte leise. „Du hast es schon gethan, Martin, indem du mir den Glauben an dich zurückgabst.“

„Du vertraust mir wirklich wieder?“

„Wie einem wahren Freunde. Und einem solchen darf ich alles sagen. Ernst ist gestern Abend im Zorne von mir gegangen, nachdem er mir auf dem ganzen Heimwege Vorwürfe gemacht. Ich weiß ja, daß er seine heftige Aufwallung bald wieder bereuen und mich um Verzeihung bitten wird. Bis jetzt aber ist es nicht geschehen. Ich habe ihm ein Geschenk und meine Gratulation zum heutigen Tage gesandt, ohne noch eine Antwort erhalten zu haben. Seine Hauswirthin, die mir begegnete, sagte, er sei im Atelier und habe geäußert, daß er heute nicht ausgehen und den ganzen Tag arbeiten wolle. So mußte ich den Nachmittag allein verbringen. Aber daheim war es so beängstigend einsam, ich mußte hinaus in Luft und Sonnenschein.“

„So weit also ist es gekommen,“ — sagte Martin nach einer Pause. Aus seiner Stimme klang das Mitleid um Barbara. „Was für ein Dämon war in ihn gefahren seit diesem Frühjahr!“

Barbara senkte traurig das Haupt. „Ich weiß es nicht, aber du hast recht, — es ist ein Dämon, der unser Glück zerstören will. Und oft haben die bösen Geister mehr Macht, als die guten.“

Sie waren weiter gegangen, ohne des Weges zu achten. Jetzt erst bemerkten sie, daß die Stadt bereits hinter ihnen lag. „Da wir einmal so weit sind,“ meinte Martin, „können wir auch ein wenig weiter gehen.“

Barbara war es zufrieden. Sie schlugen die Richtung nach Süden ein. Ueber den winterlich graubraunen Wiesen und Wäldern erhob sich die langgestreckte Alpenfette, die ihre weißen, mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Häupter voll heiliger Ruhe gleich gespenstigen Schatten des Todes in den dämmern den Abendhimmel reckte.

Nachdem sie eine Zeit lang auf der Höhe fortgeschritten waren, kletterten sie eine steile, grasige Böschung hinab und sahen, unten angekommen, im schon verdunkelten Jarthal die ersten Lichter des stillen Thalkirchen vor sich aufblitzen. Die Luft war gegen Abend empfindlich kalt geworden und die beiden überkam ein Gefühl des Wohlbehagens, als sie das warme Gastzimmer der „Brauhschule“ betraten.

Schneller als sie wünschten, verrann ihnen die Zeit. Der Krug, aus dem sie gemeinsam tranken, ward mehrmals gefüllt. Sie leerten ihn auf das ewige Bestehen ihrer Freundschaft und indem sie über das Unbedeutendste lachten und scherzten, empfanden sie eine harmlose Freude, wie spielende Kinder, die keine Vergangenheit und keine Zukunft kennen.

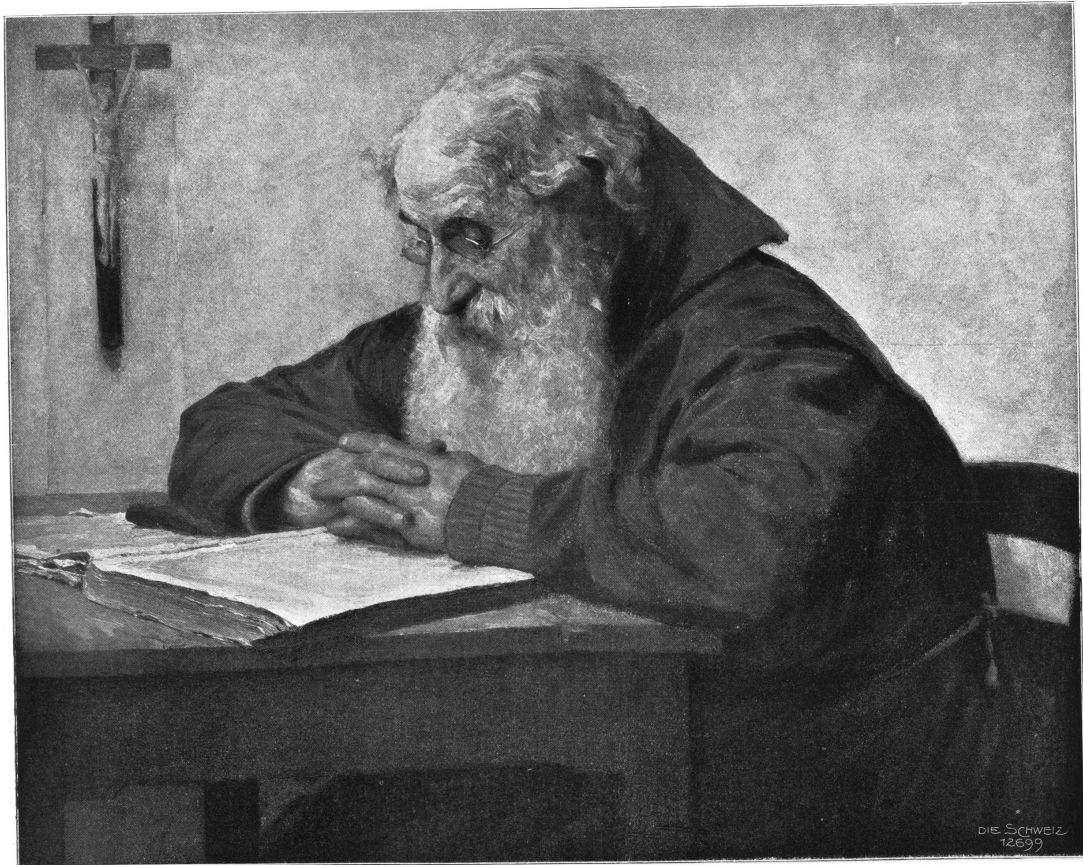
Auch die reinsten Herzen vermögen sich dem süßen Zauber nicht ganz zu verschließen, der wie ein duftiger Blumenkranz alles Verbotene umschlingt. Barbara war sich dessen in dieser Stunde nicht bewußt, sie dachte nicht daran, daß sie Brandstettners Willen zuwiderhandelte, — und dennoch war der Gwastrieb mächtig in ihr.

Als sie endlich wieder hinaustraten, war der nachtdunkle Himmel ringsum mit matt glänzenden Sternen übersät, die gleich lichten Augen der Ewigkeit ihnen zu winken schienen. Aus dem Jarthale qualmte der graue Abendnebel empor und stieg langsam wallend wie ein feuchter Schleier, der die Welt und das Treiben der Menschen vor dem klaren Angesicht des Himmels verhüllen wollte, trübdunstig zu den Gestirnen hinan.

Martin schauerte leicht zusammen, als sie aus dem traulich warmen Zimmer in die kalte Nacht hinaus traten. Sie wählten den breiten und bequemen Weg am Flusse entlang und der Zwischenraum zwischen ihnen ward immer kleiner, gleich als wollten sie sich näher zusammenschließen, um einander zu erwärmen.

(Fortsetzung folgt.)





Andacht.

Gemälde von Albert Anker, Ins (Kt. Bern).
Nach einer Photographie aus dem Prachtwerk „Ankeralbum“.
Verlag von F. Zehn, Neuenburg.